

Unsere Woche



Abschied

Rabbener Tovia Ben-Chorin verlässt Berlin S. 14

Stolz und Vorurteil

FRANKFURT Gegen Widerstände bildete sich vor 20 Jahren der Egalitäre Minjan – jetzt ist er Vorbild für andere Gemeinden

VON MARTIN STEINHAGEN

Einheitsgemeinde war sicherlich das Wort des Abends. In allen Reden anlässlich des Festakts zum 20-jährigen Bestehen des Egalitären Minjans der Jüdischen Gemeinde Frankfurt spielte das Bekenntnis dazu eine Rolle. Bei der Feier am Sonntagabend im Ignatz-Bubis-Gemeindezentrum erinnerten die Redner an die Anfänge des »Frankfurter Modells«, seine Wirkung über die Stadtgrenzen hinaus, aber auch an die Aufgaben, die sich für die Zukunft stellen. Vielfach wurde auf die Bedeutung der Rolle von Frauen verwiesen und Ignatz Bubis gewürdigt, der Gemeindevorsitzender war, als der Egalitäre Minjan 1995 gegründet wurde.

Der Egalitäre Minjan wäre ohne Ignatz Bubis nicht verwirklicht worden.

Der Egalitäre Minjan Frankfurt sei ein Beispiel dafür, »in welche Richtung die Entwicklung jüdischer Gemeinden in Deutschland gehen kann«, sagte Rabbener Henry G. Brandt. Der Vorsitzende der Allgemeinen Rabbinerkonferenz wies darauf hin, dass das Frankfurter Modell eigentlich kein Novum ist: »Es war ein Schritt zurück in eine Welt, die vor dem Krieg schon existierte.« Das Wort Einheitsgemeinde habe jedoch später vielfach als »Feigenblatt« gedient, obwohl doch eine partikuläre Richtung vertreten und die je andere nur toleriert wurde.

VISION Deshalb sei dieses Konzept eben auch »ein großer Schritt vorwärts« gewesen. Es stelle sich die Frage, sagte Brandt, ob eine Entwicklung hin zu einer Einheitsgemeinde, »wie sie hätte sein sollen«, hin zu einer Begegnung auf Augenhöhe und einer freien Wahl für die Mitglieder möglich werde. Es gelte, einen intellektuellen und theologischen Dialog zu führen, um ein Judentum »für dieses Jahrtausend« zu entwickeln. Der Weg der Frankfurter Gemeinde, der bereits Nachahmer gefunden habe, müsse weitergegangen werden. »Es war visionär, es war mutig, es lebe Frankfurt!«, schloss Brandt seine Rede.

Der Frankfurter Oberbürgermeister Peter Feldmann (SPD) sagte, es sei vor 20 Jahren noch undenkbar gewesen, dass bei der Feier eines Egalitären Minjans der Gemeindechor singt. Allein an der »Selbstverständlichkeit, mit der Sie diese Veranstaltung heute machen, merken Sie schon, wie viel sich bewegt hat«. Er erinnere sich noch an eine Diskussion im Gemeinderat, als die Gruppe, aus der der Egalitäre Minjan hervorging, einen Raum suchte. »Es könnte doch ein, zwei, drei Strömungen geben«, habe Bubis damals bemerkt.

Das sei bei der »Opposition« im Gemeinderat nicht gut angekommen, die gefragt habe, was der Gemeinderabbiner denn dazu sage. »Das muss er aushalten«, sei Bubis' Antwort gewesen. Der Gemeinderat sei aber auch »schrecklich neugierig« gewesen, und so habe das Neue eine Chance erhalten.

KLEINOD Den Egalitären Minjan bezeichnete Feldmann als »Kleinod«. Er fühle sich auch selbst der liberalen Synagogengemeinde verbunden. »Etwas Schlimm« brauche die Einheitsgemeinde aber noch. Bei der Beerdigung seines Vaters habe Daniel Kempin, Chasan des Egalitären Minjans, auf dem jüdischen Friedhof die Internationale auf jiddisch singen wollen, was ihm nicht erlaubt wurde. Feldmanns Vater wurde schließlich auf einem anderen Friedhof beerdigt. »Ich hoffe, dass so etwas in Zukunft nicht mehr nötig ist.«



Von Anfang an dabei: Rabbenerin Elisa Klapheck, Oberbürgermeister Peter Feldmann, Susanna Keval und Tania Klaczko (v.l.) Foto: Rafael Herlich

An eine große Kontroverse im Gemeinderat könne er sich nicht erinnern, sagte Marc Grünbaum, Mitglied des Vorstandes der Jüdischen Gemeinde Frankfurt. Alle Beteiligten hätten mit Überzeugung für das Modell der Einheitsgemeinde gestanden, allen voran Bubis, aber auch der damalige Gemeinderabbiner Menachem Halevi Klein und diejenigen Gemeinderatsmitglieder, die der von Feldmann angesprochenen Opposition angehörten, wie Grünbaum selbst. »Als Idealtypus stellt die Einheitsgemeinde letztlich die Vereinigung der Juden aller Strömungen und Ausrichtungen unter einem Dach dar«, zitierte Grünbaum aus einem Urteil des Bundesverfassungsgerichts vom vergangenen Dezember. Das Modell sei »Grundlage jüdischen Lebens in Europa«, so der Jurist weiter. In Zeiten zunehmender gesellschaftlicher Intoleranz »müssen wir als jüdische Gemeinden Toleranz leben«. Die jüdische Gemeinde Frankfurt sei stolz auf 20 Jahre Egalitären Minjan.

Das Modell hat viel mit der religiösen Praxis von Frauen zu tun.

Die Jubiläumsfeier fiel auf den Weltfrauentag. Darauf verwies Barbara Traub, Mitglied des Präsidiums des Zentralrats der Juden, in ihrer Rede: Die Gründung des Egalitären Minjans habe sehr viel mit Frauen und ihrer Rolle in der religiösen Praxis zu tun. Auch Traub hob hervor, dass das Frankfurter Modell als Vorbild diene: Die Gründung einer liberalen Gruppe in Stuttgart, die sie miterlebte, sei davon geprägt gewesen. »Die Einheitsgemeinde sollte ein Dach sein«, sagte Traub. Alle Juden, auch säkulare, sollten sich dort wiederfinden können. Die Gemeinden befänden sich »nach dem Geschichtsbruch der Schoa« noch immer im Wiederaufbau: »Spaltung und Bruch schwächen uns.« Die Bedeutung der Auseinandersetzungen um die Rolle

der Frau betonte auch Susanna Keval. Sie ist Gründungsmitglied des Egalitären Minjan und heute leitende Redakteurin der Gemeindezeitung. Es sei für sie eine »gerade zu revolutionäre Handlung« gewesen, dass 1993 anlässlich Simchat Tora in Heidelberg Frauen die Torarollen tragen durften. Sie dankte Brandt, der damals dort Rabbiner war, und musste ihre Rede wegen des Beifalls im Saal kurz unterbrechen. Keval erzählte auch vom ersten Jom Kippur der Gruppe, das in einem angemieteten Raum und mit einer ausgeliehenen Kinder-Torarolle gefeiert wurde. Sie habe damals die Predigt einer feministischen Rabbinerin, in der Gott als ältere Frau und Mutter beschrieben werde, zitiert – im Bewusstsein, dass dies den ein oder anderen Zuhörer »heftig irritieren könnte«. Der Abend sei aber dennoch »ganz harmonisch« verlaufen.

GRENZEN Zu der damaligen Vision, das religiöse Leben in Deutschland ausdifferenzieren, habe ebenso gehört, die »Rolle der Frau neu zu ordnen«. Auch wenn die Trennlinie zwischen den verschiedenen Strömungen immer noch entlang der Positionen zur Rolle der Frau verlaufe, würden die Grenzen zunehmend verschwimmen. »Die Ausdifferenzierung ist gelungen.« Der Egalitäre Minjan sei innerhalb der Gemeinde aber immer noch nicht vollständig gleichberechtigt, sagte sie. »Ich wünsche mir, dass die Gemeindeglieder das Frankfurter Modell mittragen.« Alle müssten die je eigenen Standpunkte »ein Stück weit in Frage stellen«, damit ein Judentum entstehen könne, das »unserer Realität im 21. Jahrhundert entspricht«.

Wenn Israelis in Frankfurt zu Besuch seien, seien diese oftmals ganz erstaunt, dass hier alle unter einem Dach in der Westend-Synagoge vereint seien, sagte die Rabbinerin des Egalitären Minjans, Elisa Klapheck. Sie erkläre den Gästen dann das Frankfurter Modell und stelle fest, wie stolz sie darauf sei. Als Juden der zweiten Generation in Deutschland »stehen wir nicht mit leeren Händen da«, sagte sie:

»Wir haben etwas anzubieten.« Klapheck erinnerte an den offenen Brief David Hartmans an die Reformrabbiner, in dem er geschrieben habe, »die Orthodoxie braucht die liberalen Rabbiner zur Inspiration und umgekehrt«. Es benötige nach der Gründung Israels eine Theologie eines »Zuhause, wo wir verschieden sind«. Das gelte auch für das jüdische Leben in Europa.

Viele haben durch den liberalen Gottesdienst zum Judentum zurückgefunden.

Der Egalitäre Minjan ist für die Rabbinerin auch als »Ort der Umkehr« von Bedeutung: Es gebe viele »Rückkehrer«, die bisher »irgendwo zwischen säkular und indifferent« waren, jetzt aber »den Weg zu uns finden«. Umkehr sei nicht im Sinne von Buße zu verstehen, sondern als Hinwendung zu einem »demokratischen, pluralistischen Judentum«. Sie wünsche all denjenigen, die »sich für die Zukunft eines pluralistischen Judentums engagieren«, dass sie »mit einem langen Atem gesegnet seien«.

KONTAKTE Zum Abschluss des Festakts stimmt Chasan Daniel Kempin das »Osse Shalom« an – nach einer Melodie, die er in den Gründungsjahren komponiert hatte. Auch nach der offiziellen Feier wurde im Ignatz-Bubis-Gemeindezentrum über das Frankfurter Modell noch weiter diskutiert. »Für mich bedeutet es, dass ich mit Menschen mit ganz unterschiedlichen Interessen in Kontakt kommen kann und dass sie alle ein jüdisches Leben in Frankfurt leben können«, sagte ein Student, der regelmäßig die liberale Synagoge besucht. Hanna Liss, die an der Hochschule für Jüdische Studien in Heidelberg lehrt, aber in Frankfurt lebt, interpretiert das Modell als »ein Zeichen erneuerten Selbstbewusstseins der Gemeinde – aber auch eines neuen Selbstbewusstseins der Frauen«.

KOMPAKT

Haggada

BERLIN Der Zentralrat der Juden in Deutschland hat zum Pessachfest 5775 die »Haggada Mismor LeToda« neu aufgelegt. Die Ausgabe, die der Zentralrat gemeinsam mit Rabbener Israel Meir Levinger herausgibt, liegt nach Angaben des Zentralrats in zwei seitengleichen Versionen vor, zum einen in Hebräisch mit deutscher Übersetzung und Transkription, zum anderen in Hebräisch mit russischer Übersetzung und Transkription. Damit können alle Teilnehmer des Sederabends dem Ablauf gut folgen. Die Haggada kann für sieben Euro pro Exemplar per Fax (030/28 44 56 13) oder per Mail (info@zentralratderjuden.de) beim Zentralrat der Juden bestellt werden. Dabei sollte angegeben werden, welche Version gewünscht ist. ja

Bauprojekte

MAGDEBURG Der Vorsitzende des Landesverbandes jüdischer Gemeinden Sachsen-Anhalt, Max Provorozki, hat vor überzogenen Erwartungen hinsichtlich der angeblich geplanten jüdischen Bauprojekte gewarnt. Synagogenneubauten in Magdeburg und Dessau-Roßlau sowie den Ausbau der alten Synagoge in Magdeburg zum Museum könne sich der Landesverband finanziell nicht leisten. Er müsse Prioritäten setzen, »um dem Risiko des Scheiterns aller Vorhaben vorzubeugen«. Provorozki schlägt vor, zunächst die Synagoge in der Landeshauptstadt in Angriff zu nehmen. Magdeburg habe die größte Gemeinde, und der Bauzustand des jetzigen Gemeindehauses sei katastrophal. Erst wenn dieses Projekt gesichert sei, sollten weitere in Angriff genommen werden, erklärte der Vorsitzende des Landesverbandes. Grundsätzlich befürworte er jedoch alle Vorhaben. ja

Vorstand

MAGDEBURG Die am 15. Februar gewählte Repräsentantenversammlung der Synagogen-Gemeinde zu Magdeburg hat sich konstituiert. Vorsitzende des Gemeindeparlaments ist Sofia Shikman, ihr Stellvertreter Gennady Feygin. In den Vorstand wählten die Delegierten Wadim Laiter, Eva Malischewski und Fira Shemper. Der Vorstand selbst bestimmte Wadim Laiter zum Vorsitzenden, Eva Malischewski zur Stellvertreterin und Fira Shemper zur Schatzmeisterin der Gemeinde. ja

Netzwerke

BAD SOBERNHAIM Das Seminar der Zentralwohlfahrtsstelle der Juden in Deutschland (ZWST) »Aktiv gegen Antisemitismus in sozialen Netzwerken« geht in seine zweite Runde. Vom 15. bis 17. Mai lädt die ZWST wieder junge Leute zwischen 18 bis 35 aus den jüdischen Gemeinden ein, sich zu medienkompetenten Bloggern ausbilden zu lassen. Die Teilnehmer werden gemeinsam Taktiken und Notfallpläne erarbeiten. Als Referenten stehen erneut Ido Daniel von der israelischen Studentenvereinigung und Yona Melchers, Student am Interdisciplinary Center Herzliya, zur Verfügung. Anmeldungen sind über die Gemeinden oder direkt bei der ZWST bis zum 27. April an die Adresse margulies@zwst.org zu senden. ja



Foto: Rafael Herlich